Abo Die Protokolle von Chełm

Zwanzig Geschichten von der Flucht

Wir sind an die polnisch-ukrainische Grenze gefahren, um dort mit den Kriegsflüchtlingen zu reden. Das hier sind ihre ganz persönlichen Geschichten.

«Ich habe das Gefühl, dass alle abhauen. Jemand muss aber bleiben und helfen»: Margerita möchte so schnell wie möglich wieder nach Kyjiw zurückkehren und helfen.
Foto: Tobias Kruse

Sven Behrisch, Paula Scheidt (Das Magazin), Tobias Kruse (Fotos)

Publiziert: 25.03.2022, 11:29

2

2

Das polnische Chełm, gelegen auf einem Hügel, auf dessen Kuppe eine barocke Basilika thront, war eine beschauliche Stadt von rund 65’000 Einwohnern, bis es am 24. Februar von der Weltpolitik überrollt wurde. Polen ist das erste Ziel für flüchtende Menschen aus der Ukraine, und sehr viele von ihnen landen hier in Chełm, nachdem sie den Grenzposten im nahen Dorohusk überquert haben, dem nördlichsten Übergang zwischen beiden Ländern.

Endlich in Polen, endlich in Sicherheit, fallen die einen erschöpft Verwandten oder Freunden in die Arme, andere warten stumm, was als Nächstes mit ihnen geschieht. Man kümmert sich gut um die Geflüchteten: Freiwillige verteilen Essen und Wasser, Ärztinnen geben Medikamente aus, und Grenzpolizisten von unerschütterlicher Freundlichkeit versuchen, das Verkehrschaos zu dirigieren.

Die Menschen, die hier ankommen, entsprechen nicht dem Bild von Geflüchteten, das viele in Westeuropa seit den Kriegen in Syrien und in Afghanistan im Kopf haben. Diesmal sind es keine jungen Männer, die fliehen. Es sind Frauen und Kinder. Mütter, Grossmütter, Babys, Kleinkinder, Teenager, Studentinnen. Elegante Frauen mit manikürten Fingernägeln und teuren Handtaschen. Sie haben Rollkoffer dabei, Kinderwagen und Haustiere.

Die Lähmung des Schocks liegt über allen, und jene, die schon in der Lage sind, ihre Gedanken zu sortieren, äussern nicht Erleichterung, sondern das schlechte Gewissen und die Trauer, ihr Land und ihre Familien im Stich gelassen zu haben. Bei manchen ist es erst wenige Minuten her, dass sie an der Grenze ihre Männer und Söhne umarmten und dabei nicht wussten, ob sie sie jemals wiedersehen werden.

Das Auffanglager in Chełm, in das viele der Flüchtenden gebracht werden, ist ein postsowjetisches Betonungetüm für Sportveranstaltungen. Dutzende Soldatinnen, Polizisten und Freiwillige in gelben Warnwesten versorgen hier die Geflüchteten mit Essen und einem Bett, vor allem aber mit dem, was sie am nötigsten haben: Trost und einer Perspektive.

Einer der Helfer ist Viktor, ein Ukrainer. Er ist neunzehn Jahre alt, macht in Chełm eine Ausbildung zum Piloten und trägt eine Fliegerjacke, an die er mit Klettverschluss die polnische und die ukrainische Fahne geheftet hat. Wenn sie ankommen, zeigt er seinen Landsleuten eine Karte von Polen und fragt, ob sie wissen, wo sie sind.

Die meisten, sagt er, sind nach der Odyssee durch die Ukraine in Bussen und Zügen völlig orientierungslos. Rund die Hälfte hat ein Ziel oder kennt sogar jemanden, der sie aufnehmen wird. Die anderen sind Gestrandete, die darauf warten, dass sie ein Bus an irgendeinen anderen Ort in Polen, nach Lettland, Deutschland oder Belgien bringt.

Die Hilfsbereitschaft der polnischen Bevölkerung ist gewaltig, jede Stunde kommen Einheimische in die Vorhalle des Aufnahmelagers, um Menschen, die sie nicht kennen, einen Platz in ihrer Wohnung anzubieten. Hinter der

Empfangstheke stapeln sich die gespendeten Hilfsgüter, Babygläschen, Dosensuppen, Lesebrillen. In einer Ecke stehen fünfzehn gespendete Babyschalen, damit die vielen kleinen Kinder in Bus und Auto sicher weitertransportiert werden können.

An der Garderobe in der Eingangshalle gibt niemand mehr seine Jacke ab, dafür ist es hier zu kalt, draussen schneit es. Die freiwilligen Helfer verteilen Fertigsuppen und Kaffee, bieten Übersetzungshilfe an und rufen durch das Megafon die Ziele der Reisebusse: Berlin! Warschau! Norwegen!

Manche fahren gleich weiter, nachdem sie hier angekommen sind, andere lassen sich eine Schlafkoje in der grossen Halle mit den fünfhundert Feldbetten zuteilen. Draussen stehen die Minibusse mit laufendem Motor, jedes Mal bricht Hektik aus, wenn eine Destination ausgerufen wird.

Die meisten Geflüchteten werden in Polen bleiben, nahe der Heimat und in einem Land, das der Ukraine in vielem ähnelt. Andere möchten weit weg, aus Angst vor einer nuklearen Katastrophe oder davor, dass die Russen an der Westgrenze der Ukraine nicht haltmachen werden.

Wir haben, als der Krieg schon seit über einer Woche andauerte, während dreier Tagen mit vielen Geflüchteten ausführlich geredet und sie dabei vor allem danach gefragt, wie sie vor der Katastrophe lebten, welches Bild der Ukraine sie in sich tragen – und wen sie zurücklassen mussten.

Der kleinste gemeinsame Trost dieser Menschen ist das Wissen, dass dieser sinnlose Krieg irgendwann einmal vorbei sein wird. Das andere, was sie und alle Ukrainerinnen und Ukrainer teilen, sind die traumatischen Erlebnisse der Zerstörung, der grausamen Trennung von Brüdern, von Männern und von Müttern und die Erfahrung, dass ein ganzes Leben von einem Tag auf den anderen in Trümmern liegen kann.

Katja (25) mit ihrem Sohn Alex (1 Jahr, 9 Monate)

Geflüchtet aus: Kozjubynske, Zentralukraine
Ziel: Warschau

«Es ist ruhig und warm, und wir sind frei und in Sicherheit»: Katja mit ihrem Sohn Alex Anfang März im Aufnahmelager in Chełm.

Foto: Tobias Kruse

Es war uns völlig unklar, was uns in Polen erwarten würde. Die einen sagten, hier würden wir in ein Flüchtlingscamp eingesperrt, das wir nicht verlassen dürften; andere sagten, die Polen hätten alles für unsere Ankunft vorbereitet. Wir hatten keine Ahnung, was stimmt. Nun sind wir sehr froh, hier ein Bett zu haben. Es ist ruhig und warm, und wir sind frei und in Sicherheit.

Ich bin Friseurin, arbeite aber derzeit nicht, weil ich mich um meinen Sohn kümmere. Ich glaube, er ist ziemlich begabt, denn er kann schon bis zehn zählen, ausserdem liebt er Farben und alles, was bunt ist. Die Grenze habe ich mit ihm auf dem Arm zu Fuss überquert, weil in dem Auto, mit dem freiwillige Helfer uns zum Grenzübergang gefahren haben, kein Platz mehr für den Kinderwagen war.

Die lange Zugreise von Kyjiw nach Lwiw hat Alex verwirrt und erschöpft. Die Züge waren überfüllt, die Menschen haben einander herumgeschubst und sich in die Waggons gequetscht. Überall schliefen Kinder in den Gängen, es war laut und hektisch. Die Angst und die Verzweiflung der Erwachsenen waren sicher auch für die Kinder spürbar.

> **«Die Nachrichten aus der Heimat sind sehr schlimm.»**
>
> Katja, 25

Damit mein Sohn sich ein wenig beruhigen konnte, beschloss ich, zwei Nächte in Lwiw zu bleiben, bevor wir weitergereist sind. Für Polen haben wir uns spontan entschieden, wir waren noch nie hier. Ich verstehe nur jedes zweite Wort, aber wir werden die Sprache lernen, Polnisch und Ukraninisch sind verwandt.

Die Nachrichten aus der Heimat sind sehr schlimm. Das Wohnhaus einer Freundin, die in Makarow lebt, ist stark bombardiert worden. Und ich habe grosse Angst um meine Schwiegereltern, mit denen wir eigentlich zusammenleben, die aber zurückgeblieben sind, weil sie ihr Haus nicht verlassen wollen.

Mein Mann war schon 2015 für eineinhalb Jahre als Soldat in der Ostukraine und hat dort gekämpft. Nun wird er unser Land wieder verteidigen. Im Moment kämpft er noch nicht, zumindest sagt er das. Ich befürchte, dass er mir nicht die Wahrheit verrät, damit ich mich nicht um ihn sorge.

Olena (42) mit ihren Söhnen Semen (13) und Dmitro (9)

Geflüchtet aus: Charkiw
Ziel: Valmiera, Lettland

Zwischen unserem Heimatort und der russischen Grenze liegen nur vierzig Kilometer. Am Morgen des 1. März sind wir in Richtung Westen aufgebrochen, am Abend des 3. März sind wir in Polen angekommen. Die Erlebnisse der Flucht sind zu frisch, ich stehe unter Schock, kann noch gar nicht weinen. Die ganze Zeit lese ich, was zu Hause passiert. Die letzten News aus der Heimat: Bei Freunden, die in der Nähe von Charkiw auf dem Land leben, explodierte am Vortag nachmittags um fünf ein Sprengsatz in ihrem Garten. Sie sind nun ohne Strom, ohne Wasser.

«Ich bin überzeugt, wir werden den Krieg gewinnen»: Olena mit ihren Söhnen Dmitro und Semen.
Foto: Tobias Kruse

Mein Mann ist Teil der Territorialen Streitkräfte. Gerade leistet er humanitäre Hilfe, bringt den Menschen, die das Haus nicht verlassen können, Wasser und Brot. Er sagt, es sei gut, dass die Männer nicht raus dürfen. Sie sollen das Land verteidigen. Und überhaupt, die meisten Männer wollen gar nicht gehen, selbst wenn sie dürften. Ich bin überzeugt, wir werden den Krieg gewinnen. Und wir werden eines Tages in die Ukraine zurückkehren. Aber es wird sehr viel Zeit brauchen, alles wieder aufzubauen, die zerstörten Wohnhäuser, Schulen, Strassen und Spitäler.

Ich informiere mich hauptsächlich über Telegram, Viber und Facebook. Vor dem Krieg ging es in den lokalen Facebookgruppen um das normale Leben, man hat sich darüber ausgetauscht, wo es günstiges Hundefutter gibt oder Fernseher repariert werden. Jetzt erfährt man, wenn Bomben einschlagen, wer Medikamente braucht und wo der Strom ausfällt. Die Administratoren haben die Facebookgruppe von Charkiw inzwischen für neue Mitglieder geschlossen, aus Angst vor russischen Spitzeln, die mögliche Ziele für ihre Angriffe auskundschaften.

«In Charkiw mussten wir alles zurücklassen.»

Olena, 42

Meine Söhne spielen beide erfolgreich Eishockey, Semen als Verteidiger, Dmitro als Torwart, ich bin stolz auf sie. Semen war schon oft für Turniere im Ausland, in Polen, Tschechien, Österreich. Sein Team hat sogar die Ukrainischen Meisterschaften gewonnen. Nun hat ein lettischer Parlamentarier, dessen Söhne auch Eishockey spielen, uns angeboten, bei ihm zu Hause in der Stadt Valmiera unterzukommen. Die Einladung kam per Facebook über eine Hockeygruppe. Die Stadt hat ausserdem angeboten, noch mehr Familien aufzunehmen. Und es gibt weitere Kinder aus Charkiw, die mit ihren Müttern nach Lettland flüchten wollen.

In Charkiw mussten wir alles zurücklassen, selbst die Hockey-Ausrüstung. Nur einen Puck hat Semen dabei, als Glücksbringer. Eigentlich wollten wir Helme, Trikots, Schlittschuhe vor der Abreise in der Sporthalle holen gehen, aber die wurde zum Stützpunkt der Territorialen Verteidigung umfunktioniert. Wir durften nicht rein. Alles haben wir in unsere Kinder, in den Sport investiert. Und jetzt sind wir es, die dank unserer Kinder eine Zukunft haben.

Vierzehn Tage später: In Valmiera im Hotelkomplex des olypmischen Sportzentrums, die Kinder gehen bereits wieder zur Schule.

Stepankin (40) mit seiner Ehefrau Inna (33), seinen Söhnen Danylo (14), Matviy (8) und Trofim (5), und seinen Eltern Switlana (65) und Petro (66)

Geflüchtet aus: Hostomel, Region Kyjiw
Ziel: Unklar

Wir müssen ein neues Leben anfangen. Wir haben keine Verwandten ausserhalb der Ukraine, kein Ziel. Was wir wissen: Wir können nicht zurück. Unser Zuhause gibt es nicht mehr. Inna und ich haben eine grosse Gärtnerei, ein Familienunternehmen. Hatten, muss ich wohl sagen. Seit fünfzehn Jahren. Aus ganz Europa haben wir Samen importiert und angebaut. Rosen, Tulpen, viele Blumen, aber auch Topfpflanzen, Sträucher und kleine Bäume für Parkanlagen. Wir waren so gut vorbereitet für den 8. März, den internationalen Frauentag. Alles umsonst. Vier Tage lang harrten wir im Keller aus, während draussen die Bomben explodierten, dann quetschten wir uns zu siebt ins Auto und fuhren los.

«Wir wollen nicht durch Putin befreit werden. Wir sind schon frei»: Switlana, Danylo, Stepankin, Inna, Matviy (v.l.n.r.) und Trofim (vorne).

Foto: Tobias Kruse

Meine Mutter Svitlana arbeitet in einem Waisenhaus. Alle Kinder von dort wurden nach Deutschland gebracht. Gott sei Dank. Auf der Flucht haben wir erfahren, dass eine Rakete unser Haus getroffen und zerstört hat. Wir besitzen nichts mehr. Unterwegs war viel ukrainisches Militär, Soldaten und Panzer. Wir haben Explosionen gesehen und zerstörte Häuser und Checkpoints. Wir sprechen Ukrainisch und Russisch. Aber wir wollen nicht durch Putin befreit werden. Wir sind schon frei.

Viktoria (34) mit Tochter Anna (11)

Geflüchtet aus: Schitomir
Ziel: Polen, zum Bruder

Heute früh kamen wir in Chełm an. Mein Bruder lebt in Polen, jetzt sitzen wir auf Feldbetten in irgendeiner Halle und warten darauf, dass er uns abholt.

«Zum ersten Mal lache ich, statt nur zu weinen. Immerhin, es geht noch»: Viktoria mit ihrer Tochter Anna.
Foto: Tobias Kruse

In der Nachbarschaft explodierte eine Bombe, das war unser Startsignal. Zwanzig Minuten später waren wir weg. Ich muss lachen, wenn ich das jetzt erzähle, weil alles so unwirklich klingt. Zum ersten Mal lache ich, statt nur zu weinen. Immerhin, es geht noch. Ich tue mich schwer, mich an meinen letzten normalen Tag zu erinnern. Die Tochter ging zur Schule, ich habe Kleider verkauft, an einem Stand auf dem Markt.

Mit einer Kollegin haben wir die Lieferungen für die neue Saison vorbereitet, die Sachen ausgepackt, etikettiert und so weiter. Am nächsten Tag wollten wir die neue Auslage machen. Nach der Arbeit habe ich mich an der Apotheke angestellt, um Medizin zu kaufen. Und dann ist die Schule nebenan in die Luft geflogen. Alles hat gebebt, und nichts war mehr wie vorher.

«Ich nehme mich in die Hand», das ist so eine Redensart auf Ukrainisch, und die passt jetzt gut: Ich bin noch nie so weit gereist, ich war noch nie im Ausland. Wir müssen jetzt alle über uns hinauswachsen. Sogar unser uraltes, kaputtes Auto, mit dem mein Mann uns gebracht hat und das noch nie so weit gefahren ist, hat es bis an die Grenze geschafft.

Natürlich hoffe ich, dass alles wieder gut wird, aber jeden Tag fliehen mehr Menschen, und mit jedem, der geht, geht auch ein Teil meiner Hoffnung. In die verlassenen Häuser kommen nachts die Diebe und plündern alles. Ich mache ihnen gar keinen Vorwurf, wir sind alle arm, aber der Gedanke tut zusätzlich weh, dass alles weg sein wird, wenn man zurückkehrt. Was die Russen nicht zerbomben, klauen die eigenen Leute.

«Ich bin dankbar für die Erschöpfung. Ich hoffe, dass sie noch lange anhält und mich betäubt.»

Viktoria, 34

Mein Leben war vorher schon schwierig. Ich wurde auf dem Markt von Tag zu Tag bezahlt. Als der Markt schloss, war kein Geld mehr da, gleichzeitig wurde alles teurer. Meine Tochter wollte schon früh das Land verlassen, als die Lage noch nicht lebensbedrohlich war. Dann wurde es täglich schlimmer, wir konnten uns kein Essen mehr kaufen, dazu die Sirenen und die Nächte im Keller. Uns verliess die Kraft.

Wir wohnen in einem alten Haus, Geld für die Renovierung haben wir nicht, und einer Bombe hätte der Keller niemals standgehalten. Dass wir uns da versteckt haben, war eigentlich ein schlechter Scherz. Die Hunde hätte ich gerne mitgenommen, zwei Cockerspaniel, aber der eine hat manchmal Anfälle und dreht völlig durch. Mein Mann sagt: Immerhin habt ihr mir die Hunde gelassen. Ich umarme jetzt die Hunde statt euch.

Mein Bruder hat schon vor dem Krieg gesagt, dass wir zu ihm kommen sollen, aber das wollte ich nicht, ich will auf eigenen Beinen stehen. Das Wichtigste für meine Tochter und mich ist daher, dass ich direkt wieder Arbeit finde. Zwei Stunden habe ich geschlafen, seit wir von zu Hause losgefahren sind, und gleich müssen wir nochmals stundenlang mit dem Auto weiter. Aber ich bin dankbar für die Erschöpfung. Ich hoffe, dass sie noch lange anhält und mich betäubt.

Olena (29) mit ihrem Sohn Tymur (7 Monate) und ihrer Schwägerin Jana (33) mit deren Töchtern Anina (8) und Amina (1,5)

Geflüchtet aus: Schitomir
Ziel: Danzig, Polen

Freunde von uns sind schon vorgefahren, sie haben Hotelzimmer für alle gebucht. In Danzig wollen wir ein bis zwei Wochen bleiben. Dann können wir hoffentlich wieder nach Hause, zurück in die Ukraine.

Wollen wieder zurück: Olena, Yana und Olenas Kinder, in einem Hotel in Chełm.
Foto: Tobias Kruse

Wlada (19) mit ihrer Freundin Inna (19)

Geflüchtet aus: Ustyluh, Westukraine
Ziel: Eventuell zurück

Inna und ich, wir kennen uns schon unser ganzes Leben. Unsere Mütter waren schon vor unserer Geburt befreundet. Wir sind beide in Ustyluh aufgewachsen, einem Ort nahe der polnischen Grenze. Inzwischen studiere ich Gesang in Kyjiw an der nationalen Universität für Kultur und Kunst. Zuerst mochte und sang ich vor allem Popmusik, aber inzwischen spüre ich die Magie ukrainischer Volkslieder und interessiere mich sehr dafür. Inna besucht in Chełm die Dolmetscherschule.

перекладач
ПЕРЕКЛАДАЧ
TŁUMACZ
CALVIN KLEIN JEANS

Freundinnen seit klein auf: Inna und Wlada.

Foto: Tobias Kruse

Vor dem Krieg haben wir uns nur alle paar Monate gesehen und viel miteinander gechattet. Als ich vor einigen Tagen in Polen angekommen bin, habe ich Inna angerufen und sie gefragt, wie ich helfen kann. Sie sagte: Komm ins Erstaufnahmezentrum.

In Innas Dolmetscherschule studiert momentan niemand mehr. Alle Studierenden helfen bei der Ankunft der Geflüchteten. Ich wohne nun bei ihr und helfe auch. Wir sprechen beide Englisch, das ist von grossem Vorteil. Wir können zwischen den polnischen Helfern und den Geflüchteten vermitteln und den Menschen bei der Organisation der Weiterreise und anderen Anliegen helfen.

Meine Mutter hat meine Schwester und mich über die Grenze gefahren und ist dann wieder umgekehrt, zurück in die Ukraine, um dort zu helfen. Mein Vater, der als Lastwagenfahrer arbeitet und meist zwei Monate in Europa unterwegs ist und dann zwei Monate bei uns zu Hause verbringt, hat seine Tour abgebrochen. Auch er ist in die Ukraine zurückgekehrt, um zu helfen. Da wo wir leben, ist es momentan nicht so gefährlich.

Zwölf Tage später: Gerade zu Hause in der Ukraine, in den nächsten Tagen wieder nach Polen.

Wladimir (73) mit seiner Frau Nadeschda (71) und Enkel Jewgenij (15)

Geflüchtet aus: Kyjiw
Ziel: Augustów, Polen

Mein Enkel ist fünfzehn. Er weiss alles, bekommt alles mit, versteht alles. Er ist nicht so deprimiert wie wir, er ist optimistischer und versucht sogar, uns aufzumuntern. Es ist leichter für die Jungen, sie haben noch alles vor sich, und sie haben nicht so viel, an das sie sich erinnern können.

«Die Leute glauben der Propaganda, Putin hat sie zu Zombies gemacht»: Wladimir und seine Frau Nadescha mit ihrem Enkel Jewgenij.

Foto: Tobias Kruse

Am Freitagabend fuhren wir in Kyjiw los, am Samstagabend kamen wir in Polen an. Schneller konnten wir aus der Stadt nicht raus, es gab zu viele Kämpfe, und wir wohnen direkt im Stadtzentrum. Nachts gingen wir in den Bunker, morgens nach Hause, über eine Woche lang. Das Einkaufen wurde schwierig, alle brauchen Brot, aber es ist nicht mehr leicht, welches zu bekommen. Ich habe mein ganzes Leben in Kyjiw verbracht. Ich war Automechaniker, zuletzt für Scania- und Renault-Lastwagen. Schon als Junge wollte ich was mit Autos machen – wie mein Sohn auch.

Ich habe als Soldat in der sowjetischen Armee gedient, war in Workuta im Norden Russlands. Freunde unter den russischen Soldaten hatte ich nicht, aber wir kamen gut aus, waren Kameraden. Die Sowjetunion war nie meine Heimat. Es gab zwar ein Gefühl, dass man zusammengehört, aber meine Herkunft war stärker, und ich habe mich immer ukrainisch gefühlt.

Den russischen Soldaten, die in der Ukraine kämpfen, gebe ich keine Schuld. Sie entscheiden nichts, sie nehmen nur Befehle entgegen. Die Leute glauben der Propaganda, Putin hat sie zu Zombies gemacht. Das ist schlimm für sie, besonders aber für die Ukraine, weil wir die Ersten sind, die die Folgen davon spüren.

Ich bin dankbar für die Hilfe der Polen und auch dafür, was die anderen Länder tun. Ich verstehe, dass ihr keine Soldaten schicken könnt, weil ihr einen Atomkrieg befürchtet. Wir brauchen auch gar keine Armeen, aber wir brauchen Freiwillige. Jeder, dem die Freiheit am Herzen liegt, soll kommen und kämpfen.

Acht Tage später: Sind bei entfernten Bekannten in Augustów, nahe der Grenze zu Lettland. Jewgenij hat seit knapp zwei Wochen auch wieder Schule. Seine Lehrer in der Ukraine unterrichten online – sofern ihre Stromversorgung noch intakt ist und sie nicht kämpfen.

Aljona (43), Assistenzprofessorin für Politikwissenschaft, mit ihrer Mutter

Geflüchtet aus: Kyjiw
Ziel: Warschau

Putin ist ein Tyrann. Er ist verrückt, psychisch krank, wir vergleichen ihn mit Hitler. Er will unsere Nation zerstören, er will den ukrainischen Genozid. Da sind sich die politischen Beobachter in der Ukraine einig. Ein Freund von mir von der Universität patrouilliert jetzt bewaffnet durch Kyjiw, um Spione zu finden. Das muss alles sofort aufhören. Meine Kollegen und ich haben eine Petition unterschrieben, dass der Luftraum über der Ukraine schnellstmöglich gesperrt wird.

Sechs Tage später: Lebt jetzt bei einer deutschen Familie in Oldenburg und ist sehr dankbar, diese Menschen getroffen zu haben.

Daryna (18) mit ihrer Mutter Tetjana (44)

Geflüchtet aus: Kyjiw/Beresne, Westukraine
Ziel: Erst mal abwarten

An dem Morgen, als der Krieg begann, wurde ich in meinem Zimmer im Studentenwohnheim nicht wie gewöhnlich vom Wecker geweckt, sondern von meiner Freundin, die mit der Faust an die Tür hämmerte. Ich habe zuerst nicht verstanden, was sie mir sagte. Dass wirklich Krieg ist.

Ich hatte zehn Minuten Zeit, um zu packen, dann sind wir die Treppe runter in den Schutzraum gestürzt und von dort aus zur Metro gerannt. Aber alle U-Bahn-Fahrten waren gestrichen, nichts fuhr mehr. Zum Glück konnte ich mit einer Freundin der Familie im Auto aus Kyjiw rausfahren. Die Russen schossen auf Fahrzeuge, die die Stadt verliessen, und durch den Stau brauchten wir fünf Stunden für die zwanzig Kilometer bis zur Stadtgrenze.

Wir sind in unsere Heimatstadt zu meinen Eltern gefahren. Die Freundin ist mit dem Zug weitergeflüchtet und hat uns ihr Auto geliehen, mit dem meine Mutter und ich über die polnische Grenze fuhren. Hier in Chełm haben wir der Freundin das Auto zurückgegeben.

«Ich wäre lieber in Kyjiw geblieben, aber nun sehe ich, dass mein Vater recht hatte»: Daryna und ihre Mutter Tetjana.

Foto: Tobias Kruse

Die polnische Stadt Chełm erinnert mich an manche Quartiere von Kyjiw, deshalb fühle ich mich hier ganz wohl. Seit dem neunten Tag des Krieges wohnen wir in einem Hotel. Falls die Situation sich bessert, reisen wir zurück in die Ukraine. Andernfalls werden wir mit dem Zug nach Stettin weiterfahren, dort wohnt ein Freund der Familie.

Mein Vater ist noch in unserer Heimat, er dient beim Militar. Dass wir das Land verlassen, war seine Entscheidung. Er wollte, dass wir in Sicherheit sind und gab uns alle Ersparnisse mit. Davon können wir die erste Zeit leben. Ich wäre lieber in Kyjiw geblieben, aber nun sehe ich, dass er recht hatte.

> **«Meine Generation wird dieses Land wieder aufbauen müssen.»**
>
> Daryna, 18

Ich studiere englische Literatur und Chinesisch. Aber nun studiert niemand mehr, niemand geht an die Uni. Viele Freunde in Kyjiw antworten mir nicht, ich kann sie nicht mehr erreichen. Um meine Chinesischlehrerin habe ich mir besonders grosse Sorgen gemacht, weil sie in Worsel lebt, einem Vorort von Kyjiw und direkt neben Irpin, das besonders stark bombardiert wurde. Als ich durchs Telefon endlich ihre Stimme hörte, war ich so schrecklich erleichtert.

Viele Menschen haben keinen Strom, also können sie ihr Handy nicht aufladen, es gibt keine Verbindung zu ihnen. Es ist so schrecklich, was passiert, was alles kaputtgeht. Ich würde gerne weiterstudieren, aber das würde bedeuten, mich an einer neuen Universität einzuschreiben, mich ausserhalb der Ukraine einzurichten. Das will ich eigentlich nicht. Denn meine Generation wird dieses Land wieder aufbauen müssen.

Zwölf Tage später: Sind in Stettin angekommen.

Julia (18) mit ihrem Bruder Danylo (13) und ihre Cousine Kateryna, ihrer Mutter Galina (39), ihrer Tante Tatjana und ihrer Grossmutter Swislana (60)

Geflüchtet aus: Kowel, Westukraine
Ziel: Danzig, Polen

Wir wohnen sehr nahe der belarussischen Grenze und weil die belarussischen Politiker die Freunde der Russen sind, haben wir Angst. In unserer Stadt Kowel fielen bis zu unserer Abreise noch keine Bomben, aber die Sirenen heulten alle zwei Stunden. Unser Haus hat keinen richtigen Schutzraum, nur einen Keller. Wenn der Krieg in unsere Gegend kommt, wird es zu spät sein, um zu fliehen.

Unsere Eltern haben also beschlossen, uns Kinder in Sicherheit zu bringen. Am ersten Tag des Krieges ist unser Vater ins Militär eingerückt, er wird das Land verteidigen. Wir trauen uns nicht, mit ihm zu telefonieren, weil die Leitungen vielleicht von den Russen abgehört werden. Auch unsere Katze Mia haben wir zurückgelassen. Ich habe einer Freundin den Wohnungsschlüssel gegeben, damit sie sie versorgt.

Ich will zurück. Und ich will, dass die Krim wieder uns gehört. Vor der Annexion 2014 haben wir jeden Sommer dort Ferien gemacht. Das vermisse ich sehr.

«Ich will zurück»: Julia (m.), ihr Bruder Danylo und ihre Cousine Kateryna.

Foto: Tobias Kruse

Vor dem Krieg haben meine Eltern unseren Staatspräsidenten Wolodimir Selenski nicht ernst genommen, weil er früher Komiker war. Seit Kriegsbeginn wissen wir: Er tut alles für unser Land. Ich bin jung, und ich fand schon immer: Er ist ein guter Präsident, weil er auch jung ist. Mit ihm haben wir eine Zukunft.

Tetjana (42) und Iryna (48) mit ihren Kindern Daryna, Mark, Jehor, Artem, Maxym, Nazar und Jana

Geflüchtet aus: Korosten, Zentralukraine
Ziel: Münster, Deutschland

Tetyana: Die Fahrt ging schnell. Um acht Uhr morgens sind wir los, um ein Uhr mittags waren wir da. Hakri, der Hund, hat den ganzen Weg gezittert.

«Wenn einer seinen Rollkoffer vorbeischiebt, schrecke ich jedes Mal auf, das Geräusch erinnert mich an Raketen»: Tetjana (zweite von links) und Iryna (stehend, rechts) mit ihren Kindern.
Foto: Tobias Kruse

Wir hatten es gut. Ich arbeitete in einer Möbelfabrik, da fertigten wir Betten für Ikea. Mein Mann arbeitete in einem Unternehmen, das Kürbissamen nach Österreich exportiert. Wir lebten in gesicherten Verhältnissen, die Kinder waren gesund. Es war alles richtig.

Jetzt habe ich meine halbe Familie verloren, meinen Mann, meinen älteren Sohn, meine beiden Brüder und meine Eltern. Mein Mann sagte: Geh, mach dir um mich keine Sorgen.

Ich habe keine Erwartungen an das, was kommt, wir brauchen auch nicht viel. Mein Mann hatte einen Schulkollegen, der inzwischen in Münster in Deutschland lebt. Der wird uns abholen, solange bleiben wir hier liegen. Wenn einer seinen Rollkoffer vorbeischiebt, schrecke ich jedes Mal auf, das Geräusch erinnert mich an Raketen, die durch die Luft fliegen. Und wenn die Kinder an die Stellwände der Schlafkojen scheppern, dann kracht es wie einschlagende Granaten.

Zu Hause waren die Kinder ununterbrochen am Handy, um sich abzulenken. Seit wir darauf die Bilder unserer zerstörten Städte sehen, rühren sie es nicht mehr an. Und der Junge redet neuerdings im Schlaf.

Iryna: Hier ist ein Foto meiner Tochter, an dem Tag, an dem sie geheiratet hat. Ist sie nicht schön? Sie blieb zu Hause. Sie wollte sich nicht von ihrem Mann trennen. Aber der Schmerz der Trennung hat auch etwas Gutes: Ich hoffe, dass die Männer dadurch noch härter kämpfen werden.

> **«Ich würde mein Land auch mit der Waffe verteidigen, wenn ich wüsste, dass die Kinder in Sicherheit sind.»**
>
> Iryna, 48

Ich bin Lehrerin, mein Mann ist der Schuldirektor. Als die Schulen schlossen, habe ich dort für das Militär Essen gekocht und serviert. Ich bin erstaunt, wie gut gerüstet, wie professionell die Soldaten sind, und ich habe gar keine Zweifel, dass sie gewinnen werden. In der Nähe der Schule steht ein Rekrutierungszentrum, da war jeden Tag eine lange Schlange von Freiwilligen. Norrungszentrum, da war jeden Tag eine lange Schlange von Freiwilligen. Normalerweise will in der Ukraine kein Mensch zur Armee.

Jetzt, wo Krieg ist, rennen alle hin. Ich würde mein Land auch mit der Waffe verteidigen, wenn ich wüsste, dass die Kinder in Sicherheit sind. Vor ein paar Wochen hätte ich mir das noch nicht zugetraut. Jede Nacht bin ich trotz der Sirenen aufgestanden, bin im Stockfinsteren zur Schule gelaufen, habe sie aufgesperrt, die Gasherde aufgedreht und das Essen für die Soldaten vorbereitet.

Ich hatte unglaubliche Angst in der Dunkelheit und auch davor, allein das grosse Gebäude zu betreten. Aber ich habe die Angst überwunden und gemerkt: Wenn ich das kann, dann kann ich auch kämpfen wie ein Soldat.

Am vierten oder fünften Kriegstag habe ich eine junge Frau getroffen, die zur Schule kam, um nach Medizin für ihre Leute zu fragen. Sie war vierundzwanzig, Leiterin einer gepanzerten Einheit und schwanger. Seit 2016 kämpft sie in der Antiterroreinheit in der Ostukraine, hat sie erzählt. Mich hat noch nie ein Mensch so beeindruckt.

Viele andere Frauen sind geblieben, sie kochen und versorgen die Soldaten. (Sie zeigt Bilder auf ihrem Handy.) Hier, das ist die Schulküche, da frittiere ich Brot, um es haltbar zu machen, da brate ich Bliný. Und hier, der mit den grauen Haaren, das ist mein Mann, wie er gerade Kartoffelpuffer backt. Das macht er nur im Krieg, vorher hat er jedenfalls noch nie gekocht.

Acht Tage später: In Münster in Deutschland. Iryna sagt, sie warten auf gute Nachrichten von ihren Männern und träumen vom Sieg und einer baldigen Rückkehr.

Lidia (21) mit ihrer Mutter Olena (42) und ihrer Schwester (15)

Geflüchtet aus: Kyjiw
Ziel: Polen

Meine Mutter ist Maklerin, ich bin Apothekerin. Viele Leute brauchen regelmässig ihre Medikamente, sie sind auf bestimmte Tabletten oder Inhalatoren angewiesen, sonst sterben sie. Ihre Leben sind nun gefährdet. Meine Kollegen und ich wussten nicht, was wir machen sollten: gehen oder bleiben? Einerseits werden wir dringend gebraucht, andererseits ist es extrem gefährlich. Die Wände der Apotheke haben unter der Bombardierung gezittert.

Am 24. Februar bin ich um fünf Uhr morgens von Explosionen geweckt worden. Die Russen bombardierten Rohre und Leitungen ganz in der Nähe meines Hauses. Ich musste mir in der Wohnung die Ohren zuhalten, so laut waren die Einschläge.

«Einerseits werden wir dringend gebraucht, andererseits ist es extrem gefährlich»: Lidia und ihre Mutter Olena.

Foto: Tobias Kruse

In unserem Wohnhaus leben gut zweihundert Menschen, von ihnen ist etwa die Hälfte aufs Land gefahren, weil dort jedes Haus einen Keller hat. Die anderen sind in ihren Wohnungen geblieben, etwa dreissig haben sich im Keller versteckt, darunter auch unsere Familie. Wir haben Wasser und Decken und Stühle hinuntergetragen. Andere haben Sandsäcke geschleppt und vor die Fenster gelegt.

Ich hatte solche Angst. Am zweiten Kriegstag ist meine fünfzehnjährige Schwester mit einem Nachbarn aufs Land gefahren. Es war schwierig, sie dort abzuholen, um die Ukraine zu verlassen, weil die Brücke zerstört war. Nun ist sie bei uns, zum Glück.

In Kyjiw wurde das Essen rationiert, jede Person durfte höchstens zwei Brote kaufen. Eier und Milch wurden knapp. Die Lastwagen kommen wegen der

Bombardierung nicht mehr durch. Fleisch ist auch Mangelware, und wenn man Fleisch bekommt, dann gleich ein ganzes Huhn, weil niemand mehr Zeit hat, es zu zerlegen.

Mein Vater arbeitet in einem Einkaufszentrum, da kauften die Leute die Regale leer, um unsere Soldaten zu unterstützen. Nur russische und belarussische Produkte fasst niemand an – die wurden überall aus den Regalen genommen.

Acht Tage später: In Łódź bei einer polnischen Familie und auf der Suche nach einem Sprachkurs oder einem Job.

Robert (69) aus Deutschland mit seiner Frau Viktoriia (49) und deren Nichte Anastasia (32)

Geflüchtet aus: Wertijiwka, Zentralukraine
Ziel: Mannheim, Deutschland

Die Hälfte des Jahres lebe ich im Sommerhaus meiner Frau in der Nähe von Wertijiwka, das liegt knapp 150 Kilometer nordöstlich von Kyjiw. Es ist wunderschön dort, wir haben einen Pool, die Natur tut mir gut, und die Luft ist heilsam für meine kranke Lunge. Ich habe auch Probleme mit dem Herz, meine Aortaklappe schliesst nicht mehr richtig, darum war ich am 24. Februar zur Behandlung in einem Spital in Kyjiw. Während die Ärzte mich untersuchten, gingen draussen die ersten Einschläge nieder.

Anastasia und ihre Tante Victoriia.

Foto: Tobias Kruse

Ich bin nichts wie raus aus dem Spital, habe meine Frau in ihrer Wohnung in Kyjiw abgeholt, und wir sind zur Datscha gefahren. Kaum waren wir dort, hörten wir einen riesigen Krach, die Wände haben gewackelt, denn es ist ein Holzhaus, über hundert Jahre alt. Wir haben uns sofort auf den Boden geworfen. Die Nachbarin war draussen im Garten. Sie war zweiundsiebzig, lebte das ganze Jahr dort.

Ein Splitter hat sie am Hals getroffen und ihr die Ader aufgerissen. Wir wissen nicht, was es war, eine Granate der Russen oder eine Sprengung der ukrainischen Armee, die Brücken und Strassen demoliert, um die Feinde aufzuhalten. Die Nachbarin hat den Splitter nicht überlebt. Sie war das erste Kriegsopfer in unserem Dorf.

Wir haben sofort entschieden, abzuhauen. Ich hatte genauso viel Angst vor meinem Herz wie vor den Russen. Mitgenommen haben wir nur die Kleider, die wir am Leib tragen, Handy, Computer und Dokumente. Die Strassen waren schwierig zu passieren. Die Leute in den Dörfern reissen Bäume aus der Erde, werfen Betonklötze und verschweisste Bahnschienen auf die Strassen und übermalen die Ortsschilder, um die Russen zu verwirren.

Aus manchen Fenstern ragen Ofenrohre heraus, als Kanonen-Attrappen, und in jeder Ortschaft, durch die man kommt, sind Strassensperren, an denen man kontrolliert wird. Jedes Mal wurden wir gewarnt, wir sollten umkehren, die Weiterfahrt sei lebensgefährlich. Zum Glück haben wir uns nicht beirren lassen. Wir mussten viele Umwege fahren, oft war Stau, für zwei Kilometer brauchten wir manchmal eine Stunde. Insgesamt waren wir drei Tage unterwegs.

«Am schlimmsten war es kurz vor der Grenze.»

Robert, 69

Die Menschen auf dem Land, unsere Nachbarn in ihren schiefen Datschen, können nicht weg. Sie haben nichts, kein Auto und keine Möglichkeit zu fliehen.

Unterwegs haben wir Anastasia, die Nichte meiner Frau, eingesammelt, ihr Ziel ist Stuttgart. Dort lebt ihre Kindheitsfreundin mit deren Mann, da kann sie erst mal unterkommen. Anastasia hat in Kyjiw für einen Getränkehersteller gearbeitet. Der Februar-Lohn wurde ihr noch überwiesen, aber wie es im März aussieht? Viel schlimmer: Ihre Mutter und ihre Grossmutter sind noch in Donezk in der Ostukraine.

Viktoriia habe ich vor fünf Jahren bei einem Ägyptenurlaub kennen gelernt. Ich habe Ukrainisch gelernt, und da ich eine gute Pension bekomme, pendle ich zwischen Deutschland und der Ukraine. Ich habe von Kindheit an ein besonderes Verhältnis zu dem Land. Mein Vater ist gebürtiger Ukrainer, meine Mutter Polin. Zu Hause wurde nur Deutsch geredet, man wollte sich so schnell es ging integrieren.

Aber ich hatte mein Leben lang eine Sehnsucht nach dem Land meines Vaters. Mit dem Lastwagen und mit Reisebussen war ich oft in Polen und der Ukraine. Die polnische Grenze ist berüchtigt als besonders harte Grenze, aber dieses Mal, als wir als Geflüchtete kamen, ging alles schnell und freundlich, die haben uns kaum kontrolliert.

Am schlimmsten war es kurz vor der Grenze. Kinder, die von den Vätern weggerissen wurden, Mütter, die ihre Söhne zurücklassen mussten, diese Bilder verfolgen mich. Die Männer verabschieden sich und fahren zurück in den Krieg.

Zwei Tage später: In Mannheim angekommen.

Ljuba (58) mit ihrer Schwester Valentina (60), ihrer Tochter Maria (25), Marias Sohn Egor (3) und mit Victorja (15), der Enkelin von Valentina

Geflüchtet aus: Korosten, Zentralukraine
Ziel: Vancouver, USA

Acht Stunden sind wir im Auto gefahren und dann noch weiter im Bus. Unsere Gegend wurde stark bombardiert, es gab viele Tote. Wir hatten keine Wahl, ich habe drei Töchter. Dass wir unser Zuhause verlassen mussten, bricht mir das Herz. Schon jetzt fehlt mir der Gesang der Nachtigallen.

Wir sind Bauern, wir müssen uns um die Kartoffeln kümmern. Wir züchten auch Tomaten, Zucchini, Kürbisse, Mais und Zwiebeln. Die Zwiebeln liebe ich ganz besonders. Wir bauen Aprikosen an, Erdbeeren, Kirschen, Äpfel, und wir haben einen grossen Blumengarten. Es ist ein Paradies, aus dem wir vertrieben wurden.

«Meine Tochter wird uns abholen und in die USA mitnehmen», sagt Ljuba: Egor, Maria, Ljuba, Valentina und Victorja.

Foto: Tobias Kruse

Auch unseren Hund mussten wir zurücklassen, denn er ist alt und krank. Wir haben ihm in rauhen Mengen Futter und Wasser hingestellt, damit er versorgt ist. Hoffentlich sehen die Nachbarn nach ihm. Die jüngste Tochter ist ebenfalls geblieben. Sie sagte: Ich habe keine Kinder, ich werde mit meinem Mann kämpfen. Umstimmen liess sie sich nicht.

Maria, die zweite Tochter, studiert Medizin, sie und ihr Sohn sind mit uns geflohen. Die dritte Tochter lebt seit zwanzig Jahren mit ihrem Ehemann in den USA, in der Stadt Vancouver im Bundesstaat Washington. Sie ist inzwischen US-Bürgerin, führt mit ihrem Mann eine Reinigungsfirma und wohnt in einer teuren Gegend mit vielen Bäumen, wo ich sie schon mehrmals besucht habe.

Zu meinen Geburtstagen hat sie mir Reisen nach Mexiko und nach Las Vegas geschenkt. Immer wieder hat sie angeboten, ich solle doch zu ihr in die USA ziehen, aber das wollte ich nie. Die Ukraine ist mein Land. Jetzt ist alles anders. Meine Tochter wird uns abholen und in die USA mitnehmen.

Swetlana (44) mit ihrem Sohn Jegor (17) und ihrer Mutter Natalja (68)

Geflüchtet aus: Schitomir
Ziel: Masuren, Polen

Ich bin Verkäuferin in einem kleinen Laden für Haushaltswaren. Töpfe, Schwämme, Toilettenpapier, solche Sachen. Ich mag meine Arbeit nicht besonders, sie bringt mir eben Geld, für das ich dankbar bin. Aber seitdem der Laden am 25. Februar zugemacht hat, vermisse ich ihn unendlich. Denke ich an meine Arbeit, dann erinnere ich mich daran, wie das Leben vor dem Krieg war.

Am 24. Februar fielen die ersten Bomben, unter anderem auf einen Militärflughafen, der bei uns ganz in der Nähe liegt. Danach war erst mal Ruhe, und wir haben gehofft, dass sich die Russen mit den militärischen Zielen zufriedengeben. Aber bald ging es wieder los, jeden Tag, jede Nacht. Abends sind wir immer in den Schutzraum im Keller gegangen, seit Beginn des Krieges habe ich die gleiche Kleidung an und mich nicht richtig gewaschen, aus Angst, dass ich es nicht rechtzeitig in den Keller schaffe.

> **«Als es Morgen wurde und wir keine Sirene und keine Explosionen mehr hörten, sind wir losgefahren.»**
>
> Swetlana, 44

Am Abend des 3. März begann dann der heftigste Beschuss. Die ganze Nacht hörten wir die Sirenen und das Krachen der Einschläge. Die Russen zerstörten eine Schule und zerstörten ein Geburtsspital. Wer bombardiert denn ein Spital, in dem Frauen Kinder zur Welt bringen? Wozu ist so jemand noch fähig? Seit Putin 2014 die Krim annektierte, fühlten wir uns von Russland bedroht, hatten immer Angst. Dass wir wirklich so brutal angegriffen werden, hätte ich aber nie geglaubt.

Als es Morgen wurde und wir keine Sirene und keine Explosionen mehr hörten, sind wir losgefahren, alle zusammen im Auto. Ständig kamen wir an Strassensperren, das hat die Flucht am meisten verzögert. Alle wurden kontrolliert, das Gepäck durchwühlt, wahrscheinlich nach Waffen, ich weiss es nicht.

Einmal musste es nach der Kontrolle sehr schnell gehen, weil wir aus der Ferne einen Einschlag hörten, da sind wir mit offenem Kofferraumdeckel weitergefahren, mein Sohn ist nach hinten geklettert und hat ihn mit der Hand von innen zugehalten. Dann kamen wir zur Grenze – und mein Mann blieb zurück. Mein älterer Sohn ebenso. Ich habe solche Angst um ihn.

Wir telefonieren jetzt alle paar Stunden. Es sei alles gut, alles ruhig, sagt er. Es fallen noch Bomben, aber weniger, sagt er. Wahrscheinlich, um mich zu beruhigen.

Wir warten jetzt, bis wir abgeholt werden und in einen Ort in die Masuren fahren, ein Feriengebiet mit vielen Seen im Norden von Polen. Wir sind im Sommer oft zum Arbeiten hingefahren, daher kennen wir dort Leute. Sie haben uns kontaktiert und angeboten, uns aufzunehmen. Es sind gute Leute, wie alle Polen.

Alexandra (33) mit ihrem Sohn Iwan (3) und ihrer Schwester Darja (23)

Geflüchtet aus: Charkiw
Ziel: Dänemark

Wir sind gestern hier angekommen. Über die Grenze liefen wir zu Fuss, ich mit dem Kleinen im Arm. Vor ein paar Jahren habe ich die Syrer im Fernsehen gesehen, wie sie geflohen sind vor den russischen Bomben. Ihr armen Schweine, dachte ich damals, und jetzt geht es uns genauso. Es ist alles so absurd.

Zwei Tage waren wir unterwegs im Zug, frühmorgens sind wir los, mit Daria und meiner anderen Schwester und deren Kind. Die beiden sind schon weiter nach Lublin. Die Zugfahrt war ein Horror mit den Kindern. Es gab einen einzigen Zugbegleiter, der Waggon für Waggon, Abteil für Abteil aufgesperrt hat. In jedes Abteil, eigentlich für vier Personen, mussten zehn Leute rein.

Die Leute standen auch in den Gängen, die Stimmung war aggressiv, es war so voll wie in diesen indischen Filmen, in denen die Menschen aus den Zügen quellen. Babbo, unser Hund, war in seiner Tragtasche. Ihm scheint es gut zu gehen, er ist das Reisen gewöhnt. Er fuhr schon einmal mit uns auf einem Boot mit. Uns war speiübel, aber er war super drauf.

«Mein Vater ist dreiundachtzig, er sagte: Geh, das ist das einzig Richtige». Darja (links) und ihre Schwester Alexandra mit deren Sohn Iwan.

Foto: Tobias Kruse

Ich kenne niemanden ausserhalb der Ukraine, aber ich will möglichst weit weg. Vielleicht nach Dänemark? Ein Freund war mal dort und hat mir erzählt, es sei sehr friedlich. Die freiwilligen Helfer bieten Danzig oder Berlin an, aber wie gelangt man von dort nach Norden? Alles ist so verwirrend.

Hier in der Aufnahmestelle sind so viele Leute, und wir sollen schnell weiter, um Platz zu machen für die Neuankömmlinge. Ich kann nicht nachdenken, nichts planen. Ich weine vor mich hin und kann nicht aufhören. Gleich am ersten Tag hat mein Sohn mitbekommen, dass der Krieg begann. Er fing an, Fragen zu stellen, und hat nicht mehr aufgehört. Was soll ich ihm sagen? Wäre es nach mir gegangen, ich wäre geblieben. Jetzt sind meine Eltern alleine, sie sind völlig hilflos. Mein Vater ist dreiundachtzig, er sagte: Geh, das ist das einzig Richtige.

Mein Zuhause, das ist eine kleine Wohnung im Vorort von Charkiw, in der Schlafstadt. Ich habe auch von dort gearbeitet, wegen dem Kleinen, der oft krank ist. Nichts Ernstes, er erkältet sich einfach leicht. Buchhalterin bin ich, angestellt bei einer Firma, die Webseiten macht. Vielleicht bin ich da sogar immer noch angestellt, aber arbeiten werde ich für die nicht mehr.

Die Firma ist russisch, und ich war für die Finanzen zuständig. Am Tag vor Kriegsbeginn habe ich noch mit den russischen Kollegen telefoniert, am nächsten Tag schossen sie auf uns. Das sind Tiere.

Fünf Tage später: In Sandholm, Dänemark, aber bald weiter zu einem vorläufigen Aufenthaltsort.

Olha (45) mit ihrer Tochter Uljana (4) und ihrer Mutter ljubow (72)

Geflüchtet aus: Kyjiw
Ziel: Oslo, Norwegen

Wir sind gleich am ersten Kriegstag geflohen. Das Auto war schon mit Wasser und Essen bepackt für den Fall, dass wir bei einem Bombenalarm in der Tiefgarage Schutz suchen müssen. Wir sind zuerst nach Ternopil im Westen der Ukraine gefahren, wo meine Mutter lebt. Es war ruhig dort, aber mein Bruder hat uns von Norwegen aus angefleht, dass wir die Ukraine ganz verlassen.

«Ich habe auch Kunden in der Schweiz, die ich eigentlich gerade jetzt besuchen wollte. Dann kam der Krieg dazwischen»: Olha, geflüchtet mit Mutter und Tochter.
Foto: Tobias Kruse

Der Stau war in den ersten Tagen besonders lang, dreiundzwanzig Stunden standen wir an der Grenze. Meine Studienfreundin Natalja, die in Warschau lebt, hat uns abgeholt, jetzt wohne ich bei ihr, bis in zwei Tagen unser Flieger nach Oslo zu meinem Bruder geht. Er ist Biochemiker und hat eine grosse Wohnung, und ich kann dort sogar arbeiten und bekomme meinen Lohn.

Mein Arbeitgeber ist eine amerikanische IT-Firma, die vor allem Banken betreut. Ich habe auch Kunden in der Schweiz, die ich eigentlich gerade jetzt besuchen wollte. Dann kam der Krieg dazwischen.

> **«Der Erfolg unserer Soldaten zeigt, dass es falsch wäre, aufzugeben.»**
>
> Olha, 45

Es tut mir gut, hier im Auffanglager zu sein, zu übersetzen und zu helfen. Ich hatte es so viel leichter als viele andere, musste keine erwachsenen Söhne zurücklassen, keine Eltern und auch nicht meine Unabhängigkeit. Es ist bewegend für mich, die Geschichten der Leute hier zu hören. Mir wird bewusst, wie stark die Ukrainerinnen und Ukrainer sind, aber auch wie arm und wie hilflos, sobald sie ihr Land verlassen.

Ich habe viel darüber nachgedacht, ob es richtig ist, den Russen so viel Widerstand entgegenzusetzen, ob es das Leid nicht noch viel grösser macht. Aber ich glaube – und der Erfolg unserer Soldaten zeigt das ja –, dass es falsch wäre, aufzugeben. Über die Krim und die sogenannten Teilrepubliken, die Russland besetzt hat, könnte man reden, aber dass sich die ganze Ukraine ergibt, das darf nicht geschehen. Es wäre auch gar nicht möglich. Jeder, der so etwas anordnet, auch Selenski, würde sofort von seinen Leuten umgebracht.

Meine Befürchtung ist, dass dieser Wahnsinn noch eine lange Zeit weitergehen wird. Jede von uns, die aus der Ukraine geflüchtet ist, wird sich bald fragen müssen, ob man am Fluchtort Wurzeln schlägt, ob man die Kinder auf die Schule schickt, sich eine Arbeit sucht. Man wird sich nicht ewig vormachen können, dass man bald zurückgehen wird. Ich selbst mache mir ja auch etwas vor und lasse meine Katzen vorerst bei meiner Freundin in Warschau. Überhaupt ist ein Nebeneffekt des Krieges, dass jetzt alle wissen, wie unglaublich viele Haustiere es bei uns in der Ukraine gibt.

Zwei Tage später: In Oslo. Uljana wurde mit Spielzeug überschüttet, das die Kollegen von Olhas Bruder gesammelt hatten. Als Geflüchtete registrieren will sie sich nicht, als Zeichen der Hoffnung, bald zurückkehren zu können, auch wenn sie selbst weniger denn je daran glaubt.

Anja (46) mit Mutter Akulova (81) und mit Sohn Wladislaw (20)

Geflüchtet aus: Schitomir
Ziel: Unklar

Anja: In unseren Adern fliesst sowohl ukrainisches als auch russisches Blut, wir haben Verwandte auf beiden Seiten der Grenze. Mein Vater ist Russe, mein Cousin lebt in St. Petersburg. Im Sommer erst kam er zu Besuch, blieb eine Woche und fuhr dann wieder heim. Seine Familie sprach schon vorher nicht mit mir. Jetzt spricht auch er nicht mehr mit mir.

Meine ältere Tochter ist in Lettland, ihr Mann hat einen russischen Vater. Der lebt in Russland und redet jetzt nicht mehr mit seinem Sohn. Das kann doch keine Lösung sein, dass die Menschen nicht mehr miteinander sprechen.

Wir fahren vielleicht nach Lettland, aber es ist nicht so einfach. Mein Sohn ist geistig beeinträchtigt und meine Mutter sehr alt.

«Wer hätte gedacht, dass so etwas je wieder passiert?»: Grossmutter Akulova mit ihrem Enkel Wladislaw und ihrer Tochter Anja.

Foto: Tobias Kruse

Akulova: Ich will nirgendwohin, ich will einfach nur nach Hause. Ich erinnere mich noch an Hitlers Krieg, da war ich noch ein kleines Kind. Mein Vater war Kolchosen-Chef, allen ging es gut. Gleich am ersten Kriegstag wurde dann der Vater eingezogen. Wir waren elf Kinder und wurden nach Dnipropetrowsk geschickt. Wir hausten in einem Stall, aus dem sie vorher das Vieh herausgetrieben hatten.

Wer hätte gedacht, dass so etwas je wieder passiert? Nach dem letzten Krieg hatten wir nichts zu essen, das wird jetzt wieder passieren, denn Putin will, dass alles wie früher wird, er will die UdSSR zurück. Wir Kinder haben damals Getreide geklaut, und der Bauer hat uns verprügelt deswegen, obwohl wir solchen Hunger hatten. Mir tun die Kinder so leid.

Misha (37) mit seiner Ehefrau Tetjana (33)

Geflüchtet aus: Luzk, Westukraine
Ziel: Prag

Misha: Wir kamen vor zwei Tagen aus Luzk und sind hier erst mal ins Hotel gegangen. Mein Bruder ist Soldat, er warnte uns, wir seien bedroht durch Belarus, und riet mir, ins Ausland zu gehen. Von dort kann ich auch viel besser helfen, vor allem mit Geld. Ich habe eine Bewilligung, mit der ich das Land verlassen darf, obwohl ich ein Mann und unter sechzig Jahre alt bin.

Diese Bewilligung bekommen Männer mit Behinderung, Männer mit behinderten Kindern oder mehr als drei Kindern, und je nach Bezirk stellt die Bezirksverwaltung den Pass auch aus, wenn es genug Freiwillige für die Armee gibt. Meine Frau hätte ausserdem alleine nicht fliehen können. Sie war noch nie im Ausland und hat Angst alleine.

«Die Russen sind feige oder geben Putin recht»: Misha und Tetiana in einem Hotel in

Chełm.
Foto: Tobias Kruse

Schlimm finde ich alle, die Russland verteidigen, und sei es nur mit Worten. Das Argument, dass die Russen unterdrückt und manipuliert werden und sich deshalb nicht gegen die Regierung auflehnen, lasse ich nicht gelten. Sie konnten von Anfang an wissen, was hier in der Ukraine passiert, und jeder, der nicht völlig verwirrt ist, konnte zumindest ahnen, dass etwas an der russischen Propaganda nicht stimmt.

Ich habe einen Cousin, der lebt in Belarus. Die Belarussen werden auch unterdrückt und manipuliert, aber da tut niemand so, als wisse man von nichts. Die Russen sind feige oder geben Putin recht. Die belarussische Bevölkerung hingegen ist auf der Seite der Ukraine.

Tetjana: Mein Bruder lebt in Russland. Er sagt mir: Es gibt kein Problem, Russland hilft der Ukraine. Er glaubt, die Leute in der Ukraine würden sich über die russische Armee freuen, weil sie die Menschen von den Faschisten befreie. Die Granaten, sagt mein Bruder, kämen von der ukrainischen Armee, die ihre eigenen Leute beschiesse.

Ich habe ja eigentlich eine gute Beziehung zu meinem Bruder, wir mögen uns, aber er glaubt den russischen Staatsmedien mehr als mir. Ich will ihn deshalb nicht verurteilen, er lebt schon seit fünfundzwanzig Jahren in Perm am Rande des Urals, er hat eine russische Frau, zwei Kinder und einen russischen Pass. Ich bin sogar froh, dass er als Ukrainer einen russischen Pass hat, denn es gibt Informationen, dass Ukrainer und Ukrainerinnen in Russland gekidnappt werden, um sie gegen russische Kriegsgefangene einzutauschen.

Margerita (26) mit ihrem Kater Boba und ihrer Mutter Tatjana (60+)

Geflüchtet aus: Kyjiw
Ziel: Genua, dann zurück

Wir sind eben aus Kyjiw angekommen. Zehn Stunden hat die Zugfahrt gedauert, acht Stunden sind wir vorher am Bahnhof in Kyjiw gestanden, mit meiner Mutter und dem Hund. Wir fahren nach Genua, da lebt eine Verwandte von uns. Ich bringe meine Mutter und Boba, dann fahre ich zurück nach Kyjiw.

Ich habe das Gefühl, dass alle abhauen. Jemand muss aber bleiben und helfen. Ich habe in den letzten Tagen schon als freiwillige Helferin in Kyjiw gearbeitet und will das weiterhin tun. Wir haben alten Menschen Essen und Medikamente in ihre Wohnungen gebracht, denn sie können nicht stundenlang anstehen, und viele haben Angst, einkaufen zu gehen. Manche sind zu gebrechlich, um überhaupt die Wohnung zu verlassen.

Bei unserer Abreise war Kyjiw relativ ruhig, die Leute kamen sogar aus dem Umland in die Stadt rein, weil sie sich dort sicherer fühlten als auf den Datschen, wohin viele geflüchtet sind. Vielleicht war es die Ruhe vor dem Sturm.

> **«Die Russen, die ich kenne, sagen mir auf allen Kanälen sorry, sorry, sorry, aber ich kann das nicht mehr hören.»**
>
> Margerita , 26

In den ersten vier Tagen des Krieges blieb in Kyjiw der Müll liegen. Ab dem fünften Tag kam die Müllabfuhr wieder. Es ist ein Wunder – die Müllabfuhr funktioniert im Krieg. Das hat mir viel Kraft gegeben. Das andere ist die Kultur. Ich arbeite in der Galerie M17 in Kyjiw, das ist ein Museum für zeitgenössische ukrainische Kunst. Museen und Konzertsäle haben zu, aber die ukrainische Literatur, die Kunst, die Musik, das ist jetzt alles sehr gegenwärtig, das brauche ich jetzt mehr denn je.

Die Russen, die ich kenne, sagen mir auf allen Kanälen sorry, sorry, sorry, aber ich kann das nicht mehr hören. Sie sollen, wenn es ihnen wirklich leid tut, ihre Regierung bekämpfen, auf die Strasse gehen, den Staat sabotieren. Es reicht nicht, sich zu entschuldigen und nichts zu tun, während hier Menschen sterben. Es gibt für mich keine russischen Freunde mehr.

Vier Tage später: In Genua. Fest entschlossen, schnellstmöglich nach Kyjiw zurückzukehren.

Sven Behrisch und Paula Scheidt sind Redaktionsmitglieder von «Das Magazin».
sven.behrisch@dasmagazin.ch, paula.scheidt@dasmgazin.ch

Sven Behrisch ist Redaktor bei «Das Magazin». Mehr Infos
Paula Scheidt ist Redaktorin bei «Das Magazin». Mehr Infos

Publiziert: 25.03.2022, 11:29

Fehler gefunden? Jetzt melden.

THEMEN

Ukraine-Krieg Flüchtlinge

2 Kommentare

MEHR ZUM THEMA

Abo Grosses Interview mit Alexander Kluge

«In fast allen Kriegen gilt: Wer siegt, stürzt ab»

Der Schriftsteller und Filmemacher Alexander Kluge gehört zu den angesehensten Intellektuellen Deutschlands. Ein langes Gespräch über Krieg an sich – und darüber, wie Frieden gelingt.

DAS MAGAZIN

19.03.2022

Abo Gedanken einer ukrainischen Mutter

Mama, was will der böse Mann von Odessa?

Wie rede ich mit meiner Tochter über den Krieg? Eine literarische Antwort der ukrainischen Schriftstellerin und Ärztin Iryna Fingerowa.

DAS MAGAZIN

05.03.2022

Abo Aufruf eines Russen in der Schweiz

Hasst die russischen Kriegstreiber – nicht die Russen

Der Schriftsteller Alexander Estis über seine Verzweiflung – und selbstgerechte Sofaphilosophen aus dem Westen, die nicht wissen, wie sich eine Diktatur anfühlt.

DAS MAGAZIN

11.03.2022

Abo Nachdruck eines Textes von 1993

Niklaus Meienberg über Krieg in Europa – und die Befindlichkeit im sicheren Zürich

Vor dreissig Jahren schrieb der legendäre Schweizer Journalist im «Tages-Anzeiger» diesen offenen Brief an Berufskollegen, die im belagerten Sarajewo unter Lebensgefahr eine Zeitung herausbrachten.

DAS MAGAZIN

04.03.2022

© 2022 Tamedia. All Rights Reserved